

Das Blatt der Frau

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 13

Gießen, Freitag den 3. April 1914.

6. Jahrgang

Die „Stimmrechts-Hyänen“.

Eine solche Orgie von Roheit hat in der bürgerlichen Presse getobt, seit die Suffragette Mary Richardson die „Venus im Spiegel“ des Velasquez zu zerschneiden versucht hat, daß man sich nur mit Schaudern davon abwenden konnte. Die begeisterten und aufopfernden Kämpferinnen für das Frauenstimmrecht, die ihr Leben aufs Spiel setzen, um einem hohen Ideal zu dienen, werden als Hyänen bezeichnet und sonst mit allen erdenklichen Ekelnamen belegt. Zuchthausstrafe oder gar körperliche Züchtigung werden für sie gefordert. Männer derselben Richtung, welche die Folterung Zehntausender von Menschen in den russischen Kerker gutheißen, denen die fürchterlichsten menschlichen Leiden gleichgültig sind, die keine Spur von Kunstsinne und Kulturwissen haben, entrüsteten sich bis zur Raserei, weil eine Frau versucht hat, ein Bild zu beschädigen. In dieser wahnsinnigen Methode ist sich die ganze deutsche bürgerliche Presse von den rückschrittlichsten Dunkelmännern bis zu den angebliehen Demokraten der Berliner Volkszeitung einig. Und der bürgerliche Verband für Frauenstimmrecht in Deutschland ist schon wieder einmal weit von diesen „Wahlrechtsweibern“ abgerückt. Aber eine Suffragette, die gerade gegenwärtig in Deutschland weilt, hat der Berliner Volkszeitung auf diese Pöbeleien und Feigheiten einen famosen Antwortbrief geschrieben, in dem es u. a. heißt:

Dem englischen Manne aber, besonders dem englischen Juristen, der sich an jene durch Jahrhunderte vererbte Verhältnisse gewöhnt hat, der für das alte, mit der jetzigen Zeit in fitem Widerspruch stehende Gesetz den tiefsten Respekt hegt, der durch die politischen Parteiinteressen sehr beeinflusst ist und überhaupt dauernd zu jeder Frage die Männeranschauung und keineswegs die Frauenanschauung bringt, ihm scheint es ganz natürlich, daß jemand wegen des schlimmsten Verbrechens gegen ein unerschuldiges Mädchen mit ein paar Monaten Gefängnis oder sogar mit einer geringen Geldstrafe von zwanzig Mark ab davon kommt. Ein Verbrechen, das die Frau für ein größeres Unglück hält als den Tod, ist in Männeraugen nur „Natur“! Vergehen gegen kleine Mädchen sind in England nicht gewöhnliche Verbrechen, wie Diebstahl oder Fälschung, sondern sie können von dem anständigen Mann jealösen Standes begangen werden — dieses wurde vor etwa einem Jahr vom Richterstuhl aus erklärt (vom „Recorder“ von Sandwich).

Ein armes dreizehnjähriges Kind lag im Januar sterbend im Wochenbett (Votes for Women, 23. Januar), während der Mann, der ihr diese Grausamkeit angetan hatte, frei herumspaziert, weil nach sechs Monaten ein Straftrag nicht mehr gestellt werden kann. Ein anderes elendes Geschöpf desselben Alters erwartet ein Kind durch ihren Stiefvater (Zulham Chronicle, 13. Februar), der für eine solche Revellat drei Monate einfacher Haft bekommt. Als eine Folge dieser schrecklichen Zustände können wir es bezeichnen, daß von einem einzigen Londoner Verein fünftausend unglückliche, ruinierte kleine Mädchen in Asyle gebracht wurden.

Für die Verhandlung des Frauengeschlechts werden Beweise und Nebenbeweise verlangt, die für kein anderes Verbrechen nötig sind; darum gehen auch die meisten solcher Verbrechen frei aus. Wegen Mädchenhandels kann eine nur auf freier Tod festgenommen werden, und sogar die stärksten Verdachtsmomente genügen nicht zur Verhaftung.

Die gesetzliche Freiheit und Straflosigkeit des Mannes ist eine direkte Aufforderung zur Herabwürdigung der Frau. Wenn wir nur die sittlich tief stehenden Gesetze und die traurige soziale Lage betrachten, in der 4½ Millionen arbeitender Frauen durchschnittlich 7 Mark die Woche verdienen, deren Armut aus ihrer politischen Hilflosigkeit hervorkommt; wenn man sich in die Lage der 50 000 unehelichen Kinder versteht, die jedes Jahr schuklos auf die Welt kommen und für die kein Mensch sorgt, so fängt man an zu verstehen, daß nur das Frauenwahlrecht es verhindern kann, daß Frauen, Mädchen und Kinder zu Tausenden in Elend, Not und

Schande verkommen. Wir verlangen das Wahlrecht, um uns mit den Dingen beschäftigen zu können, für die der männliche Herrscher keine Zeit findet. Ohne Wahlrecht ist eine Besserung der schlechtesten Verhältnisse nicht möglich, davon haben uns längst unsere sozialen Bestrebungen überzeugt. Das hat uns der Staat bewiesen, indem er der Frau sogar das Recht bestreitet, eine Bittschrift zu überreichen. Sie ist keine juristische Person und darf keine Meinung und keine Klage aussprechen; sie darf nur bestraft werden. Im freien England ist die Frau, geschlechtlich betrachtet, eine wahre Sklavin.

Dazu zu schweigen, ist unmöglich, die Frauenehre muß verteidigt werden, selbst gegen den Staat. Nur vor Gericht kann aber eine Frau zum Sprechen kommen, und um diese einzige Gelegenheit zu erwerben, brechen wir das Gesetz. Die Frau, die Mutter, die nicht nur das Muttergefühl für ihr eigenes Kind, sondern für alle Kinder hat, wird den unglücklichen Schwestern, den hilflosen Kleinen beistehen. Darum zwingt sich manche ruhige, glückliche Frau, die, wie ich selbst, ein geliebtes Heim, Mann und Kinder besitzt, und nichts für sich aus dem Wahlrecht gewinnt, zur öffentlichen politischen Betätigung. Darum führt Mrs. Panthurst, eine Frau erhabenen Charakters und hohen Verstandes, geleitet durch ein genaues Verständnis der sozialen und politischen Verhältnisse, diesen schweren erbitterten Kampf.

Man vergleiche die folgenden Urteile:

Mrs. Panthurst, die für die Reinheit sich aufopfert, wurde in den Tagen des milderer Kampfes wegen einer zerbrochenen Scheibe im Werte von zwei Mark zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt. Ein vornehmer Herr dagegen, der mehrere kleine Mädchen ruiniert hatte, blühte zu gleicher Zeit sechs Wochen milde Haft! Ein anderer Vergleich. Mrs. Panthurst wurde letzten April wegen ihrer Neben gegen die Sittenlosigkeit zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt; dagegen wurde „Queenie Gerald“, die ein öffentliches Haus führte und die Unsitlichkeit förderte, indem sie kleine Mädchen auf Bestellung für vornehme Herren besorgte, zu drei Monaten Gefängnis verurteilt.

Der Staat muß verstehen lernen, daß, solange er sich nichts aus dem Leben und der Ehre der Frauen, der Mädchen und der Kinder macht, auch wir uns nichts aus seinem Eigentum machen. Im Vergleich mit dem Leben, mit der Ehre, hat das Eigentum für uns keinen Wert; das Leben dagegen ist uns heilig. Was in der Presse häufig hierüber berichtet wird ist eine Entstellung der Tatsachen.

Dieser Kampf der verletzten Ehre, der verletzten Mutterliebe, die sogar vor der Gewalt nicht zurückweicht, entspringt aus der reinsten Quelle der weiblichen Natur!

Was ist wertvoller, eine Kinderseele oder ein Gemälde?

Bei dieser Frage verstummten die entrüsteten Feinde der weiblichen „Hyänen“ und drückten sich mit ein paar verlegenen Nebenarten beiseite.

Man kann die Taktik der Suffragetten für sehr falsch halten, wie wir tun, und der festen Ueberzeugung sein, daß Organisation und Aufklärung ebenso wirksam wie Gewalttaten schädlich sind. Aber zu einer großen moralischen Entrüstung über die Suffragetten liegt wirklich nicht der leiseste Anlaß vor. Die Feinde der Suffragetten, die sie als vertiert und sittlich ganz verkommen hinstellen möchten, sehen sich nur Antworten aus, die sich die heutige Gesellschaftsordnung und Männerherrschaft nicht hinter den Spiegel stecken können.

Mary Richardson über die Qualen der Zwangs-ernährung. Die durch ihre Attentat gegen die Venus des Velasquez bekanntgewordene Suffragette Mary Richardson ist, kurz bevor sie ihr Veil gegen das Meisterwerk des Spaniers zückte, auch als Schriftstellerin aufgetreten, und zwar schildert sie ihren Kameradinnen in der Zeitschrift „Die Suffragette“ in flammenden Farben die Qualen der Zwangs-ernährung, die sie selbst erduldet. „Die zwangsweise Ernährung wird wenigstens zweimal täglich im Holloway-Gefängnis ausgeübt. Einige Leute behaupten, daß die Opfer der Zwangs-ernährung weniger leiden würden, wenn sie sich weniger wehrten. Das ist ungefähr so, wie wenn einem geraten wird, nicht mit der Wimper zu zucken, wenn einem ein Staubkorn ins Auge fliegt.

Man wehrt sich, weil sich der Körper gegen das Leiden aufbäumt und die Nerven der Augen, der Ohren und des ganzen Gesichts eine solche Marter nicht ertragen wollen. Es ist ein Kampf zunächst gegen acht bis neun Wärterinnen. Am häufigsten wird man von dieser Zahl überwältigt, gewaltsam aufs Bett geworfen, wo sich dann jede Wärterin eines deiner Glieder bemächtigt. Drei Frauen werfen sich auf deine Beine mit ihrem ganzen Gewicht, wie wenn sie sie zerbrechen wollten. Deine Schuhe werden dir heruntergerissen und die Muskeln deiner Knöchel grausam gezwikt. Zwei Wärterinnen halten dich an den Schultern fest, vier weitere haben deine Arme umklammert, und von jeder Seite knien dann noch zwei auf dir, so daß du beinahe erstickst. Dann schlingt man dir ein Tuch um, das die Stirn bedeckt, und der Kopf wird von einer Wärterin gehalten, die dir die Schläfen mit ihren Nägeln zerfleischt. In diesem Augenblick erscheint der Arzt, und du siehst seine Hände sich über dir bewegen durch die halbgeschlossenen Augen. Er führt zuerst die Nöhre mit Vorsicht in die Nasenlöcher ein, dann stößt er sie plötzlich gewaltsam durch die engen Nasenwege bis in den Schlund, was schrecklich weh tut, und so geht die Nöhre, die fast 1 Meter lang ist, bis in den Magen, in dem dann langsam das von der Regierung verordnete Medikament hinabläuft. Es ist unmöglich zu sehen, was es ist, denn es befindet sich in einem undurchsichtigen Glas. Auch sich zu wehren, ist nun nicht mehr möglich; ein entsetzlicher Husten und ein fürchterlicher Erstickungsanfall haben sich deiner bemächtigt und dauern an bis zum Ende der Prozedur. Tränen strömen dir wider Willen aus den Augen, die dich schrecklich schmerzen. Ist die Sache zu Ende, dann reißt der Arzt die Nöhre mit einem kräftigen Ruck heraus, den du durch den ganzen Körper fühlst, wie wenn er entzwei gespalten würde, und der Rest der Flüssigkeit träufelt auf dein Gesicht. Der Arzt entfernt sich eilig, die Wärterinnen lassen dich endlich los und du bleibst schwer atmend, zitternd, erschöpft zurück. Dann setzt du dich in dumpfer Verzweiflung der weißen Mauer gegenüber und wartest so die 7 Stunden, nach deren Ablauf deine Qual wieder beginnt. Ich habe hier die Zwangsernährung durch die Nase beschrieben; die gleiche Prozedur durch den Mund ist noch schmerzhafter, weil der Erstickungsanfall noch schlimmer ist und man die Nahrung, die allzu rasch in den Magen gestossen wird, schwerer verdaut. Man tötet uns langsam, indem man uns „das Leben rettet“.

Gewinnung und Schulung der Frau für die politische Betätigung.

Ueber die Notwendigkeit der Politisierung der Frau wird in der Sozialdemokratie nicht mehr gestritten. Es handelt sich nur noch um die Frage, wie ist diese Politisierung am schnellsten und wirksamsten zu erreichen.

Diese Aufgabe ist bei der Frau zweifellos weit, weit schwerer als wie beim Manne. Nicht etwa, daß die Frau von Natur aus begriffsunfähiger wäre, ach nein! Aber die ungeheure Belastung der breiten Frauenmassen mit Hausarbeit, Erwerbsarbeit und dem Tausenderlei der Mutterpflichten, die die Kräfte der meisten im Uebermaß in Anspruch nehmen — und ihr Interesse für außerhalb des Hauses liegende Dinge leicht im Keime ersticken, dazu die anerzogene Anschauung, daß die Politik sich nicht passe für die Frau — alle diese Verhältnisse, unter denen die Frauen leben und aufgewachsen sind, bringen es mit sich, daß ihre Mehrzahl politisch viel uninteressierter und unwissender ist, als die Mehrzahl der Männer. Diese Tatsache ist die böse Folge der politischen Rechtlosigkeit der Frauen. Als Wählerinnen würden sie ungleich verständnisvoller, politisch geschulter und leichter zu organisieren sein.

So aber gilt es erst mal ihr anerzogenes Vorurteil gegen die Beteiligung am öffentlichen Leben zu verschleichen, politisches Interesse erst zu erwecken, und zwar vor allem dadurch, daß man zunächst jene öffentlichen Fragen ihnen näher bringt, für deren Erfassung sie in ihrer Eigenschaft als Frauen und Mütter besonders veranlagt sind. Zum vollen Erfolg bleibt dann aber immer noch besondere Sorgfalt, bleiben besondere Mittel und Wege anzuwenden.

In richtiger Würdigung dieser Aufgaben hat deshalb der Münberger Parteitag 1907, als er die Einheit der Organisation für beide Geschlechter einführte, beschlossen, innerhalb dieser Einheitsorganisation besondere Veranstaltungen zur Gewinnung und Schulung der Frauen zu treffen.

Die Partei hat sich zu diesem Zweck einen schon vielgliedrigen Agitations- und Schulungskörper herangebildet. Insbesondere auch hat der Parteivorstand die Buchhandlung Vorwärts veranlaßt, eine Sozialdemokratische

Frauenbibliothek herauszugeben, worin berufene Autoren nach und nach allerlei Einzelfragen der Frauenbewegung im Lichte des Sozialismus und im Zusammenhang mit ihr behandeln.

Als achte und neueste dieser Broschüren hat Louise Ziek jetzt verfaßt

„Gewinnung und Schulung der Frau für die politische Betätigung“.

In diesem Büchlein gibt unsere nimmermüde Genossin aus ihrem reichen Schatz von Erfahrungen eine so große Fülle von Anleitungen zur Förderung der Frauenbewegung, daß es als ein Katechismus der praktischen Arbeit den tätigen Genossinnen allerorten warm empfohlen werden kann — nicht minder aber auch allen Genossen in führender Stellung, die in Gemeinschaft mit jenen Frauen die Frauenagitation zu betreiben haben.

Eine Menge von Mitteln und Wegen, die Genossin Ziek in ihrer steten Praxis als gangbar und erfolgversprechend ausgeprobt, sind hier aufgezeigt. Und zwar so ausführlich und allgemeinverständlich, daß die örtlichen Funktionäre bei allen vorzubereitenden Aktionen das Büchlein zu Rate ziehen, ja seine Anleitungen als Unterlage des jedesmaligen Vorgehens nehmen können. Unsere Funktionärinnen sollten sich stets in diesem Büchlein Informationen holen, es mit in die Sitzungen nehmen; sie werden dann gute, brauchbare Vorschläge haben, durch die die Bewegung überall gefördert wird.

Die Schrift gibt Anleitung über das Wie der Gewinnung der abseits Stehenden durch Volksversammlungen, Frauenversammlungen, Hausagitation. Ueber die Spezialisierung der Agitation für die besonderen Gruppen der Handlungsgehilfen, der Fabrikarbeiterinnen der verschiedenen Branchen, der Landarbeiterinnen, der Hausangestellten, der Profetarierinnen, die unter dem geistigen Einfluß des Zentrums stehen, der Lehrerinnen und weltlichen Krankenpflegerinnen.

Dann über die Schulung der gewonnenen Frauen zu überzeugten Parteigenossinnen, ihre Erziehung zur tatkräftigen Mitarbeit in der Parteibewegung wie zur ehrenamtlichen Tätigkeit auf jenen Gebieten des Gemeinbewesens, die den Frauen heute schon offen stehen.

Kurz, eine drängende Fülle von Mitteln zur Gewinnung der Frauen, aber auch von Arbeitsgelegenheit und Betätigungsnotwendigkeit für dieselben, enthillt uns das Schriftchen.

Und alles Mittel, die die Frauen nicht abhalten, von ihren häuslichen Vätern und der Erfüllung ihrer Mutterpflichten, sondern sie reicher dazu befähigen sollen.

Eine Frau, die ein reiches Wissen und ein tüchtiges Können ihr eigen nennt, die Solidarität, Opferwilligkeit und Begeisterung als Tugenden in sich trägt, wird auch allen Fleiß und alle Fürsorglichkeit, alle Fähigkeit und Aufopferung, der gerade solche Frauen fähig sind, auf ihr Heim verwenden, um es traulicher und behaglicher zu gestalten und jene Atmosphäre zu verbreiten, unter der alle guten und edlen Interessen der Ährigen geweckt und herangepflegt werden.

Und weiter Mittel, die gerade jetzt doppelt notwendig sind, wo unsere „Rote Woche“ uns Tausende neuer Mitstreiterinnen zugeführt, die durch die Not des Lebens reif für den Beitritt zu uns geworden, die aber alle noch in die volle Gedankenwelt des Sozialismus einzuführen sind.

Möge das Schriftchen ein tatkräftiger Helfer bei diesem Werke sein. Es ist gerade zur rechten Zeit gekommen. Es trägt den Erfahrungsschatz, den bewährten Rat und ein Stück der Begeisterung der Verfasserin hinaus ins ganze Land, es geht im entferntesten Dorf allen Genossinnen, die guten Willens sind, an der Hand, das Evangelium unserer Bewegung tiefer einzusenken und erfolgreich weiter zu verbreiten.

Die Schrift wird — wie alle Broschüren der Sozialdemokratischen Frauenbibliothek — bei größeren Bezügen durch die Organisation für 8 Pfg. pro Stück abgegeben.

Der Liebestrank.

Von Anton Hendrich.

Die Welt war ein Meer wirbelnder Bloken, und die Tannen sauzten schwer im Schneesturm. Auch der Ankenjalomo sauzte und fluchte, wenn er trotz seiner großen Schneereifen an den Füßen hin und wieder einmal bis an den Bauch in eine Schneewehe einbrach, und der vierzigpfündige Ankenballen, den er, wohl eingeschlagen in Läder, in seiner Hütte auf dem Rücken trug, ihn nicht mehr aus dem Loch kommen lassen wollte. Aber er kam jedesmal wieder oben auf im Kampf mit dem Sturm, dem Schnee und dem Ankenballen. Wenn er dann mit gespreizten Beinen, wie es die runden Schneeteiler an den Füßen nicht anders zuließen, wieder weiter schritt, dann setzte sich die Ankenmarei, die während des Salomos Ringens mit den weichen, weichen Gewalten ruhig wie eine große Bildsäule stehen geblieben war, auch wieder in Bewegung, trat vorstichtig und fast behaglich in die von ihrem lebendigen Schneepflug gemachten Spuren, bis das nächste Einbrechen des Salomo ihr wieder eine willkommene Gelegenheit zum Ausschmaufen gab. Sie selbst hatte nur zwanzig Pfund in der Hütte. Denn zehn von den ihren trug der Salomo, der sich wie eine kleine schwarze Lokomotive durch den Schnee von Hinterarten den Feldberg hinaufbohrte, während die Marei gemächlich hinter ihm herkam.

Als sie nach fünfstündigem Schneewaten endlich an den Türpfosten der Wirtstube im Feldbergerhof die Schuhe abklopfen und sich aus zwei wandelnden Schneefäulen wieder in den Ankenjalomo und die Ankenmarei verwandelt hatten, da fanden die beiden, es sei genug für heute; die fünf bis sechs Stunden bei solchem Wetter bis hinab nach Todtnau konnten sie auch morgen machen.

Das war in der Zeit, wo die allerersten Schneeschuhläufer auf den Feldberg kamen, und wo im Winter von den zwanzig Betten des Feldbergerhofs selten einmal eins über Nacht einen Gast bekam. Die Marei wollte von dem neumodischen Raubzeug nichts wissen und insofern besaß der Salomo auch nicht. Nur der Jäger-nazi fuhr am ganzen Feldberg als der einzige unterm Mannenvolk auf den Tüfelsbrettern, und der sah natürlich akkurat wieder in der Wirtstube, als die zwei hereingetrampelt kamen und nach Nachtquartier fragten, obwohl's noch nicht vier Uhr war.

„Na, warum nicht?“ sagte die Feldbergerhofwirtin, und meinte, bei solchem Wetter sei man doch am wohlsten unter einem Dach. „Wenn der Salomo Courage hätte, dann hätte er sich schon lang ein paar Brettl machen lassen und tät in einer Stunde nach Todtnau hinabfliegen; aber natürl, wenn einer keine Courage hat...“

So spottete der Jäger-nazi, strich seinen fennelblonden, ver-rupften Schnauz und sah mit der ihm eigenen nichts sagenden Grimmigheit im Gesicht so vertraulich als möglich zur Marei hinüber.

Diese hatte indeffen das Tuch vom Kopf genommen, den Kopf mit der eingewickelten Hüftenwulst ausgeschüttelt, die gefeitelten Haare zurechtgestrichen, das rote Gesicht mit den kleinen Neuglein und dem ewigen Tropfen an der langen Nase abgetrocknet und sich dann in der ganzen Wucht ihrer Erscheinung auf die Bank am blauen Kachelofen gesetzt. Erst nach einer Weile ruhigen Wartens, während dessen der Salomo mit seinem breiten, an eine neugierige Abstammung erinnernden Gesicht und den schwarzen Locken aufgeregter bald zur Marei, bald zum Nazi schielte, erhob die Marei ihre Stimme und sang ein volles Lob auf den Salomo; denn so wie der sei ihr noch keiner vorausgewatet; es sei eine wahre Pfläster mit ihm g'gan und auf den Salomo lasse sie nüt kommen.

Der Belobte tat einen triumphierenden Blick zum Jäger-nazi hinüber und bestellte sich dann mit nachlässiger Geberde ein Viertel Markgräfler. Dem Nazi wollte er es schon zeigen, was es heißt, ihn bei der Marei ansprechen zu wollen.

Aber als der Jäger-nazi gleich nachher hinaus vors Haus ging, um einmal nach dem Wind und dem Thermometer zu schauen, da interessierte es die Marei gerade auch, ob sich das Wetter nicht aufhellen wolle, und sie steckte bei der Gelegenheit dem Nazi eine neue Tabakspfeife zu und ein Päckli „Mauer Ritter“, die sie in der Neustadt für ihn gekramt hatte. Dann meinte sie leise zu ihm, wenn er warte, bis der Winter vorbei sei, wolle sie ihr Wort halten und auf den Herbst Hochzeit mit ihm machen; aber bis zum Früh-jahr könne sie den Salomo beim Vorauswaten nicht entbehren.

Währenddem die Ankenmarei den Jäger-nazi also beschwichtigte, ging der Schieber zwischen Wirtstube und Küche häßlicher auf als sonst einmal im Tag, und zwei kohlschwarze Augen sahen hinüber zu dem einjam stehenden Salomo. Wenn der aber nicht dergleichen tat, als ob er etwas merkte, fuhren nachher die Kaffertolen und Häfen so stürmisch in der Küche herum, daß die Feldbergerhofwirtin es einmal für nötig fand, einen Blick durch die Türe zu tun und der rabiaten Köchin ihre Gegenwart warnend ins Gedächtnis zu rufen. Die Babette war ein schwarzes Wäldermaidli, nicht mehr gerade im ersten Flaum, aber doch auch noch nicht in den bestanden Jahren, in welchen die Marei sich befand. Sächsig und busig, freundlich und fröhlich periet die Babette nur in einen Zustand unfontrollierbarer Aufwallungen, wenn der Salomo mit der Marei zusammen in die Wirtstube kam. Der Salomo war das einzige Mannsbild im Wald, das auf sie Eindruck machte. Denn er war interessant. Die Babette war aber von jeher für das Inter-essante gewesen. Sie sah es ihm nach, daß er gern den Fiker spielte und gelegentlich unvermutete Lustreizeleim antrat, auf denen er sein Erspartes verlorste, kurz alles sah sie ihm nach, nur das nicht, daß er mit der Ankenmarei allwöchentlich einmal über den

Feldberg und wieder zurückging, er, der ihr das Heiraten schon vor acht Jahren versprochen hatte.

Dieses Biered übers Kreuz konnte nicht mehr lange gut tun. Das sah jedermann am Feldberg. Die Dinge waren in das Stadium der höchsten Spannung getreten, und man mußte über kurz oder lang eine Katastrophe erwarten. Die zwei Eingehaltenen, der Jäger-nazi und die Babette, sprachen sich wohl gelegentlich Trost zu und gerieten dabei selbst in ein flüchtiges Funkenprühen, aber bald stellte sich der alte Zustand der Gefühle wieder her, und ihre Reden über die beiden Abtrünnigen schwankten zwischen verhaltenen Lobeserhebungen und nicht zurückhaltenden Preisen Pfeffer und Salz. Indessen beherrichte die Marei die Situation vollständig, da sie wußte, daß alle beiden Mannenwörter in erster Reihe auf ihr Bücklein auf der Todtnauer Sparkasse spitzten. Solcherlei Freier ergeben sich immer ins Warten. Das feurige Herz der Babette aber drängte zu irgend einem Abschluß.

Da kam ganz von selbst die Stunde der Tat. Im Gefühl seines Sieges geriet der Salomo, während langsam die Nacht herabsank, ins Schwadronieren. Als die Lampe ange- steckt wurde, trug die Babette für die Feldbergerhofwirtin auf einen sauberen Bret in einem porzellanen Könnlein etwas herein, was der Ankenjalomo nicht kannte. Er sei alleweil schon weit in der Welt herumgekommen, bemerkte er, aber was die Herreleit zum Bier tranken, das habe er noch nicht herausgebracht.

Was in dem Könnlein eigentlich sei, — so fragte der die Wirtin. Die antwortete dem Salomo, das sei Tee, der in China wachse.

Das müsse aber etwas lölll Guetes sein, wenn's von so weit her komme, meinte der Salomo und deutete in nicht mißzuverstehen- der Weise an, es gelüste ihn schon lang einmal darnach, so etwas zu versuchen. Wenn's nicht anderscht sei, bestelle er halt eine Portion von dem chinesischen Tee auf seine Kosten. Die Feldberger Wirtin aber antwortete, das sei ihre Sache, sie lade den Salomo, weil er der Marei immer so gut vorauswate, hiemit zu einem Bierette ein und die Marei auch. Diese aber lehnte dankend ab. Denn sie war mehr für Spirituosen und bestellte gleich noch ein Gebranntes zu den bereits genossenen.

Als die Babette in der Küche von der Feldbergerhofwirtin ge- sagt bekam, sie solle eine Portion Tee für den Salomo anrichten, gab es ihr einen Stupf ins Herz, ihre Beine verfragten und in ihrem Kopf wirbelte es von wirren Gedanken.

„Der Salomo und chinesischer Tee?! So ein Lumpazi, der ihr schon vor acht Jahren die Heirat versprochen hat und nun mit einem Ankenmenich durch die Welt zieht?! Anstatt drunten im Dorf bei seinem Birkenbindergeschäft zu bleiben und sich auf ein ehrliches anständiges Familienleben zu besinnen?!“

„Der und Tee?!“

Es wird nie ganz zu ergründen sein, ob Nachsicht, Liebe oder ein bewusster Plan zur Errettung des Ungetreuen aus den Fingern der Ankenmarei den Arm und die Hand der Babette lenkte, als sie von dem Küchenbrett anstatt der Teelösche eine alte Blechschachtel herabholte, darinnen für gewisse Fälle im Haus Sonnenblätter auf- bewahrt wurden. Jedenfalls langte sie mit der Sicherheit, wie sie den Menschen nur in Schicksalsaugenblicken eigen ist, in die Blech- schachtel, tat einen guten Griff, brühte das Ganze an, ließ es kräftiglich ziehen und schüttete den Trank von den verräterischen Blättern ab in ein schön glasiertes, mit lieblichen Blumen ver- ziertes Häflein.

Dann servierte sie es dem Salomo mit pflichthafter Ge- lassenheit.

Neben manchen anderen menschlichen Schwächen besaß der Salomo die der Eitelkeit. Nichts war ihm so peinlich, als unge- bildet zu erscheinen und sich in den Gewohnheiten der Herrenleit unerschoren zeigen zu müssen. So überwandt er denn seinen ersten Eindruck von dem neuen Getränk, den er dahin zusammenfassen wollte, daß er schon bessere Sachen in seinem Leben genossen habe. Aber auch diese Aussprache seiner Empfindungen versagte er sich, tat auf den Rat der Feldbergerhofwirtin zwei Stück Zucker mehr in jede Tasse und trank den Tee mit der lächelnden Miene des Kenner's bis auf den Grund.

Nachdem der Salomo noch einige lehrreiche Vorträge über China und die Pinokeroßer, welche dortselbst wild herumlaufen, zum besten gegeben; nachdem die Ankenmarei über ihr achtet Schnäpslein langsam eingeknickt war und der Jäger-nazi sich mit der genügsamen Stille des Wissenden aller weiteren Angriffe auf den Salomo enthalten und schweigsam verhalten hatte, gingen alle zeitig zu Bett, wie das in den Bergen im Winter der Brauch ist.

Am andern Morgen warf die Babette einen schönen Blick durch den Schieber in die Wirtstube, wo der Salomo busper und guter Dinge beim Kaffee saß. Während der Nacht hatte es noch schwer geschneit und gestürmt. Aber jetzt lag draußen die weiße Welt im Staat, als ob es Sonntag wäre. Alles bligte und funkelte und zuckte und flimmerte im blanken Sonnenschein. Ein Himmel, blau wie ein Dragonerrod, stand steil über der gleißenden Welt. Weiß und blau, so sauber ist die Welt nur nach einem Wintersturm! Aber tiefen, tiefen Schnee hatte es geworfen. Weg und Steg waren verweht. Das machte der Marei jedoch nüt. Sie hatte ihren Schneepflug bei sich. Als sie auf der Treppe des Feldberg- hofs standen und „Hüet Gott“ wünschten, sagte sie ihrem Be- gleiter, wie man einem Köhlein „Hü!“ zuruft:

„Salomo, watt du vorn!“

Und der Salomo watete voraus, und die Marei mit hoch- gerastem Kopf dreht und lecht in seinen Spuren hinten nach.

Wie lange das so gehen würde, das zu wissen, versetzte die Babette in der Küche in einen Zustand bedrückender Anregung,

Als der Nazi, der heute hier oben Revier zu machen und deshalb im Feldbergerhof übernachtet hatte, in die Wirtsstube kam, übernahm es die Babett, und sie hat den Jäger inländisch, den beiden nachzufahren und einmal nach ihnen zu schauen. Es habe so fürchtlich tief geschneit, daß ihnen wohl was passieren könnte.

Der Nazi machte zuerst ein grimmiiges Gesicht, strich unwirsch seinen Schnauz, sagte dann aber zu. Nach dem Morgenessen hing er die Axt um, schnalzte die Bretter an, flog die leichte Anhöhe vor dem Feldbergerhof hinauf und schoß dann wie ein Pfeil gegen das Wiesental hinab.

Aber an diesem Tag kam er nicht mehr zum Reviergang zurück. Aufrat des Salomo, der aus unerklärlichen Gründen seiner Begleiterin alle Augenblicke zurief:

„Aufemarei, wott du vorus!“

und mit der er aus den gleichen, unerklärlichen Gründen in einen unheilvollen Wortsirei geraten war, spürte jetzt der Jäger Nazi mit seinen Schneeschuhen der Aufemarei den Weg voraus bis hinab nach Todtnau.

Mit der Freundschaft war es nach diesem Gang zwischen der Aufemarei und dem Salomo aus für immer. Sie hat nie erfahren, wer diese Zwietracht zwischen sie gesät. Nach einem halben Jahr waren der Salomo und die Babett einer- und der Jäger Nazi und die Aufemarei andererseits in aller Ordnung getraute Ehepaare. Und jetzt noch trägt die Babett den Salomo, wenn er auf Abwege geraten will:

„Zoll i dir öppe (etwa vielleicht) Tee anbrühe?“

Aus Welt und Leben.

Die Ehescheidungs-ziffer der Kulturländer. Bis zu einem gewissen Grade läßt sich der Kulturgrad eines Landes an der Zahl seiner Scheidungen ablesen, sofern nicht besondere Gesetze, wie in Italien und Oesterreich, der Ehetrennung hinderlich sind. Sonst aber führt die mit der Kultur wachsende Differenziertheit, vor allem der Frauen, daneben allerdings auch üblere Einflüsse der „Kultur“, wie Verwilderung der Sitten, immer häufiger dazu, daß das angeblich fürs Leben geschlossene Band nach kürzerer oder längerer Dauer wieder zerrissen wird. Dr. Joh. Müller hat sich in der Zeitschrift für Nationalökonomie und Statistik die Mühe gemacht, an der Hand des amtlichen Materials der verschiedenen Länder deren Scheidungsziffern zu berechnen. Wir geben in nachstehendem die Zahlen für die letzte Periode wieder, und zwar nicht die absoluten Zahlen, die in diesem Falle wenig besagen, sondern die Zahl der Scheidungen berechnet auf die der jährlichen Eheschließungen. Es kamen auf je 1000 Eheschließungen Ehescheidungen:

Deutschland (1906-10)	27	Italien . . (1906-09)	3,4
Preußen . . (1906-10)	27	Frankreich . (1906-10)	38
Bayern . . (1906-10)	17	Niederlande (1906-10)	19
Sachsen . . (1906-10)	38	England . . (1881-85)	1,9
Oesterreich . (1906-10)	10	Schweden . (1906-10)	17
Ungarn . . (1906-10)	33	Ver. Staat. (1901-05)	84
Schweiz . . (1901-05)	45	Japan . . (1906-09)	146

Bei Italien handelt es sich übrigens um Trennungen von Tisch und Bett, da dieses Land keine gesetzlichen Scheidungen kennt. Den Rekord an Scheidungen hat also Japan. Ihm folgen die Vereinigten Staaten, sodann die Schweiz, Sachsen und Frankreich. Am Ende der Reihe steht das bigotte England. Außer in Japan ist in allen Ländern die Ehescheidungs-ziffer in der Zunahme begriffen. In Deutschland hat sich die Zahl der Ehescheidungen pro 1000 Eheschließungen seit der Periode 1881 bis 1885 erhöht von 15 auf 27, in Oesterreich von 3,6 auf 10, in Schweden von 8,6 auf 17, in den Vereinigten Staaten von 65 (in 1891 bis 1895) auf 84. Dagegen hat Japan seit 1886 bis 1890 die Relativzahl seiner Ehescheidungen von 337 auf 146 herabgesetzt.

Zuckerbrot und Peitsche. Einen charakteristischen Beitrag zur Psychologie gewisser moderner Amerikanerinnen liefert der Ehescheidungsprozess, den der bekannte New Yorker Rechtsanwalt Charles Dwight Folsom eingeleitet hat und der jetzt durch die Entscheidung des Obergerichts seinen Abschluß fand. Das Urteil erfolgte, nachdem Folsom dem Gerichtshof einen Brief seiner nun durch die Entscheidung der Richter von ihm getrennten Gattin vorlegte, einen Brief, der aus einer kleinen Stadt in Nordkalifornien datiert ist und besser für sich selbst spricht, als jeder Kommentar es vermöchte. „Du warst zu sehr Gentleman“, wirft die Frau Gemahlin ihrem Manne vor, „Brutalität ist es, was ich brauche. Und die besitzt er“, der neue Lebensgefährte, den Mrs. Folsom sich erkoren hat und den sie, die verwöhnte Tochter sorgloser und luxuriöser Verhältnisse, ihren „natürlichen Gatten“ nennt. „An einem zufälligen Worte, das er auf der Straße von mir auffing, erkannte und erwählte er mich. Er war gütiger zu mir, als das je bisher ein Mensch gewesen ist. Ich liebte ihn nicht von Anfang an, ich war nur glücklich und zufrieden mit ihm. Er nahm mich auf lange Mitte

mit, er liebt Pferde wie ich, ja er kennt nichts als Pferde. Sein ganzes Leben hat er unter Pferden verbracht, als Jockey, Trainer und Züchter. Du würdest ihn roh und ungebildet nennen, denn er kann nicht verständlich schreiben, aber ich liebe ihn, wie er ist. Nicht ein Zehntel dieser Liebe konnte ich Dir entgegenbringen. Ich habe Grausamkeiten von seinen Händen erduldet, aber auf der anderen Seite ist seine Güte und Zärtlichkeit ungewöhnlich. Als seine Frau werde ich rauhe Worte und Sitten ertragen müssen, denn er ist die seltsamste Mischung von Gut und Böse, Kraft und Schwäche; aber er ist mein natürlicher Gatte und das einzige Wesen, das mich beherrschen kann. Meine ehrliche Hoffnung ist es, daß Du nach der Scheidung Deine natürliche Frau mit weniger Schmerzen finden mögest, als ich meinen Gatten fand.“ Mrs. Folsom lebt in völliger Armut und wartet darauf, bis ihr Cowboy sich ebenfalls scheiden läßt und sie heiratet. Sie schildert in ihrem Briefe ihre gegenwärtige Situation als „tragisch und entsetzlich“.

Gesundheitspflege.

Die körperliche Erziehung des Kindes. Einer zweckmäßigen Anzucht des heranwachsenden Geschlechtes kommt eine besonders hohe Bedeutung zu für die Erhaltung und Kräftigung der Volksgesundheit. Der Kindeskörper ist formbar im guten und schlechten Sinne. Schwächer veranlagte Kinder können durch schematische Körperbeeinflussung zu günstiger Entwicklung gebracht werden. Vor allem muß vermieden werden, daß unvernünftige Erziehungsgrundsätze und ungewöhnliche Lebenshaltung die Kinder in ihrer normalen Entwicklung beeinträchtigen. Verkehrtesten der Ernährung, der Kleidung, des Unterrichtes geben vielfach die Ursache für körperliche Märrigkeit und Kränklichkeit ab. In seinem soeben erschienenen Buche über „Die körperliche Erziehung des Kindes“ weist Dr. Hans Spitzky darauf hin, daß das Kind ein „Lufttier“ ist, das nur in enger Verbindung mit der unverfälschten Natur die nötigen Widerstandskräfte für den späteren Kampf ums Dasein zu erwerben imstande ist. Daher ist die Kleidung zu verwerfen, die verweichlicht und beengt, die Nahrung, die fett und träge macht, die Stubenhockerei, die Erziehung, die in der Abrihtung zum Stilligen den Gipfel hinderlicher Bravheit erblicken und diejenigen Schulsysteme, die auf Kosten des leiblichen Gedeihens günstige Höchstleistungen erzielen wollen. Unsere Schulen als „Sitzschulen“ bedeuten eine Hemmung und Gefahr für das Kind mit seinem natürlichen Bewegungsdrang. Die ungeheure Beanspruchung des kindlichen Organismus durch die Schule erfordert ein Gegengewicht in Form einer großzügig aufgebauten körperlichen Erziehung. Auch die Mädchen bedürfen einer körperlichen Durchbildung, weil die Gesundheit der zukünftigen Mütter über die körperliche Tauglichkeit der kommenden Generation entscheidet.

Für Haus und Hof.

Wie muß der Garten beschaffen sein, wenn er sich gut weiter entwickeln und uns dauernd als der angenehmste Sommeraufenthalt befriedigen soll? Dieses Thema ist bei uns in der Fachwelt heiß umstritten, in England ist man sich darüber längst einig. Englands Gartenkultur hat daher auch schon lange die ganze Welt interessiert und alle Fachkreise zu ihrem Studium angeregt. Gerade diese Gartenkultur liegt uns stammverwandten Deutschen recht nahe und tatsächlich wird in keinem anderen Lande der Gartenpflege eine solche Liebe und eine solche Aufmerksamkeit entgegengebracht wie bei uns und in England. Ein wirkliches Verdienst ist es, Englands bestes Gartenbuch, Rogers' „Garden Planning“ uns in einer deutschen Bearbeitung darzubieten, die uns jetzt vorliegt in dem Bande: „Wie lege ich meinen Garten an“. Nach Rogers' Gartenbuch im Auftrage der Gesellschaft für Heimkultur herausgegeben von Hl. Landesökonomierat und Gartenbauinspektor August Siebert, Direktor des Frankfurter Palmengartens, Professor Schölermann und Garteninspektor Krauß. Mit über 200 Abbildungen und Gartenplänen. 344 Seiten Lexikonformat. Preis 6 Mark, Originalband 7,50 Mark (Porto 50 Pfg.) Westdeutsche Verlagsgesellschaft m. b. H., Wiesbaden.

Die Bearbeiter haben es verstanden, damit ein uns leichter bekömmliches Universalbuch zu schaffen. Als Universalbuch darf es angeprochen werden, weil es tatsächlich allen Verhältnissen gerecht wird, weil es ein notwendiges und umfassendes Leitbuch ist ebenso für den Pfleger des kleinen Vorgartchens wie für den Schöpfer des großen Parkes. Ein überaus reichhaltiges Material in völlig neuer Form ist hier zusammengetragen. Der Gartenfreund, der sich nur unwillig durch schwerfällige, hausbackene Gartenbücher durchgearbeitet hat, findet hier etwas ganz Neues. Ein „veredeltes Gartenbuch“, dem Leben und Eigenart innewohnt, das trockene unaufrührbare Ratsschläge vermeidet; dafür aber eine Fülle saftiger Anregungen, praktischer Winke, Tabellen usw. bringt. Auszusehen habe ich nur wenig. Nur hätte sich in diesem sonst wirklich — fast möchte ich sagen — monumentalen Werk, die Tätigkeit eines Peter Behrens oder Schulze-Naumburg im Kapitel Gartenmöbel etwas mehr abspiegeln müssen. Alles in allem, diese kleinen Mängel sehen das Buch, dem der Verleger ein praktisches und hübsches Gewand gegeben hat, nicht herab. Es ist ein Werk, das freudige und allgemeine Aufnahme verdient.